

Bitte näher treten –

Brückenbauen als ethisches Grundkonzept

Ich möchte mit der Schilderung einer Szene beginnen, die ich vor vielen Jahren erlebt habe. ICH habe sie erlebt, aber vielen anderen ist es genauso gegangen. Vielen am Thema Homosexualität und noch vielen mehr an diesem oder jenem Thema. Ich habe sie ein-mal erlebt, aber eben doch nicht nur ein einziges Mal.

Ich habe mich einem Seelsorger geöffnet, erzähle ihm von meinem jahrzehntelangen Kampf als Christ mit meiner sexuellen Orientierung, all meinem vergeblichen Suchen und Ringen danach, zu einer anderen Gefühlswelt zu finden, all meinen enttäuschten Hoffnungen und meinem Zerrissensein darüber, im Tiefsten niemals Ja zu mir sagen zu dürfen. Der Seelsorger sagt gar nicht viel, fragt eher, hört zu, ist sichtlich bewegt und auch ein wenig verunsichert. Ich spüre seinen Versuch, mir irgendwie ein Stück "Solidarität" zu vermitteln, dass ihm allzu einfache Antworten nicht über die Lippen kommen. Beim nächsten Mal, als wir uns sprechen, hat sich das gewandelt. Er hat sich belesen, hat sich erkundigt, er hat vielleicht nicht seine Sicherheit, aber seine "Position" wieder gefunden. Fast klingt es ein bisschen flehentlich: "Aber es ist doch Sünde. Gott kann es nicht gutheißen. Du musst davon weg und **darin** begleiten kann ich dich eigentlich nicht, du müsstest doch **da raus**".



Haben ihn nicht viele Christen schon einmal irgendwann schmerzlich empfunden, diesen Konflikt: Mein Herz bewegt mich dazu, mich Menschen und ihrem Leben anzunähern, ihnen entgegenzukommen, aber meine Glaubensethik sagt etwas anderes.

So schrieb mir jemand einmal, er habe noch keine 100%ige Position zur Homosexualität finden können und fühle sich "irgendwo zwischen Wüstenstrom und Zwischenraum". Aber er sei "ohnehin mehr der Brückenbauer als der Ethiker".

Mehr der Brückenbauer als der Ethiker – diese Aussage und die darin liegende Frage haben mich wirklich ganz tief und lange beschäftigt. Und mich schließlich zu diesem Bibelimpuls bewegt.

Kennen wir Evangelikale das nicht in vielen Fragen? Da fühlt sich jemand von Herzen bewegt, Brücken zu schlagen – zwischen Menschen, zwischen Organisationen, zwischen Positionen. Aber dann kommt dieser Gedanke: "Ist das eigentlich so ganz ethisch hasenrein mit meiner Brücke, oder doch nicht?". Bedeutet "Brückenbauen" womöglich, sich um die reine Spur und die gerade Straße der Ethik irgendwie herumzuzogeln? Sind Ethiker die 1A-Christen und B wie Brückenbauer die christliche B-Ware? – Nur andererseits, wie zufrieden macht uns eine Ethik, wenn wir dann das Herzensbedürfnis haben, uns um sie herumzuzogeln?



Darum habe ich einen Bibeltext gewählt, der mit dem Satz beginnt: „Da stand ein Gesetzeslehrer auf“. Gott sei Dank! Jetzt kommt jemand, der sich auskennt. Wenn jemand der Fachmann für Ethikfragen ist, dann doch wohl der, der im **Gesetz** Gottes **lehrt** ist. Oder?

Bibelquizgestählte wissen, welchen Text ich meine: die Geschichte vom barmherzigen Samariter aus Lukas 10. Ich verzichte darauf, den Text vorzulegen, weil ihn wahrscheinlich alle fast auswendig können.

Das genau ist die Gefahr an dieser Geschichte. Wir kennen sie nahezu alle schon aus Kindertagen, haben sie schon 100mal gehört und diverse Male selber ausgelegt. Und vielleicht haben wir sie dann abgebucht als zwar für den Alltag herausfordernde, aber letztlich theologisch harmlose Ge-

schichte um spontane Hilfsbereitschaft. Eine zugegebenermaßen drehbuchreife Story, in der befriedigender Weise am Schluss die zwei Großkopferten es falsch gemacht haben, während der Underdog zum sympathischen Helden wird.

Aber natürlich ist es keine harmlose Kinder-Gottesdienst-Geschichte. Die Brisanz ergibt sich aus diesem ersten Satz: „Da stand ein Gesetzeslehrer auf“. Das Gleichnis spielt die zentrale Rolle in einem theologischen Disput in gut-rabbinischer Tradition, in dem es um die Kardinalfragen des Glaubens und der Ethik geht.



In allen synoptischen Evangelien ist von den beiden höchsten Geboten der Gottesliebe und der Nächstenliebe die Rede. Und alle nennen uns eine etwas andere Geschichte, die sich um dieses Motiv herumrankt. Ich persönlich glaube ja weniger, dass hier jeder Evangelist seinen eigenen Senf dazu geben wollte. Ich denke: Jesus, der durch unzählige von Ansiedlungen pilgerte, kam vermutlich in verschiedensten Varianten und Kontexten immer wieder auf dieses Thema des Doppelgebots zurück.

Und so gibt es zwei Kardinalfragen, die zum Doppelgebot hinführen: „Was ist das höchste Gebot von allen?“ und – so hier bei Lukas – „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“ Vielleicht unterschieden sich für einen Juden des ersten Jahrhunderts beide Fragen gar nicht so sehr, denn „ewiges Leben“ hatte durchaus den Charakter des „Gott wohlgefällig geführten“ Lebens: „Was muss ich tun, um ein Leben zu leben, das ewigen Wert hat, das dem ewigen Gott entspricht?“

Jesus fragt zurück: „Ja, was sagt dir das Gesetz denn?“ Und der Gesetzeslehrer antwortet geradezu wie im Schlaf mit zwei Zitaten aus dem Alten Testament: Gott lieben, den Nächsten lieben¹. Scheinbar selbstverständlich. Aber dann setzt der Gesetzeslehrer die Disputation doch fort. Er „will sich rechtfertigen“, sagt Lukas.

Seltsam, dachte ich, dass der Gesetzeslehrer gar nicht an der Stelle hängenbleibt, die mir immer wieder den Atem verschlägt: wer wollte von sich denn behaupten können, dass er Gott mit **gan-**zem Herzen und **ganzer** Seele, mit **aller** Kraft und **allen** Gedanken zu lieben vermag? Nein, was den Gesetzeslehrer unruhig macht, ist der andere Teil, der mit der Nächstenliebe: „Wer ist denn mein Nächster?“



Ich glaube, die Unruhe des Gesetzeslehrers beim Begriff „Nächster“ hat seine Gründe. So paradox es klingen mag: Gerade Ethik und Nächsten-Liebe können durchaus in Konflikt geraten. Das Wort Nächster hängt ja mit Nähe, Sich-Nähern, Nahekommen, einem Sich-Öffnen zusammen. Die Stoßrichtung aller

Ethik ist oft aber gerade nicht das Nahekommen, sondern das Abstand-Halten, Sich-Abschließen, Sich-Abgrenzen, Aussondern. 80% der 10 Gebote beginnen mit „Du sollst **nicht**“.



Und so sucht der Gesetzeslehrer auch hier eine Richtlinie und seine Frage zielt darauf ab, so eine ethische „Aussonderung“ vorzunehmen. Er bräuchte seine Frage ja nicht zu stellen, wenn er der Überzeugung wäre, dass jeder sein Nächster sein könnte. Sondern er geht davon aus: manche Menschen sind „würdig“ und tauglich dazu, dass man sie als Nächste betrachtet und andere nicht. (Für Juden damals stellte sich natürlich die Frage: Sind Römer auch Nächste oder nur Juden? Sind jüdische Zöllner auch Nächste oder nur „gute“ Juden? Ich überlasse es Ihrer Phantasie, diese Frage in der Gegenwart weiterzuspinnen).

¹ Deut 6,5 und Lev 19,18

Wie würde man heute vielleicht formulieren: "Liebe in der Tat darf keinem Weichspülglauben Tür und Tor öffnen". In der Tat am Nächsten, da könnte es eben unheimlich werden, wer weiß in welche Grauzonen das gehen könnte! Jesus, fragen die Gesetzeslehrer aller Zeiten: Du, Jesus, jetzt definiere mir doch mal "Nächster"! Man spürt das Bedürfnis, irgendeine Skala geboten zu bekommen, klare Kriterien, ab wann jemand Nächster ist und ab wann nicht mehr, und wie nah man ihm dann kommen darf, am besten mit allen "Wenn-dann"-Bedingungen.

Jesus tut darauf etwas sehr Orientalisches, aber eben auch recht Gewagtes. Er antwortet auf diese – auch ihm ja so am Herzen liegende – theologische Grundsatzfrage mit einer Gleichnisgeschichte. Damit begibt er sich auf den Boden einer konkreten Situation mit aller Reduktion und allen Anfechtbarkeiten, die das für eine allgültige Aussage mit sich bringt. Aber gerade deshalb müssen wir davon ausgehen, dass die Inhalte dieser Geschichte paradigmatischen Charakter haben.

Wenn wir heute die Geschichte von dem Mann hören, der unter die Räuber gefallen, am einen Straßenrand liegt, und den Menschen, die auf der Straße vorbeikommen, denken wir, dass sie doch nur ein paar Schritte trennen. Ich glaube, die damaligen Zuhörer nahmen das anders wahr. Sie spürten, dass zwischen dem einen und den drei anderen (dem Priester, dem Leviten, dem Samariter) in Wahrheit eine Art tiefer Graben lag. Zwei machten den Graben nur breiter, einer schlug eine Brücke. Und damit sind wir beim Thema.

Jesus schildert in starken Worten, wie übel dem Reisenden von den Räubern mitgespielt wird und wie er quasi als lebende Aufforderung zur Hilfeleistung am Straßenrand liegt. „Zufällig kam ein Priester denselben Weg“ – zum Glück! Jeder Zuhörer und Leser erwartet jetzt erleichtert, dass hier doch bestimmt schon die Hilfe naht. Oder wenigstens dann beim Zweiten, dem Leviten. Die Dramaturgie der Geschichte zielt natürlich auch bereits bei Jesu ersten Zuhörern darauf ab, Unwillen zu erzeugen, dass hier in dem Priester und dem Leviten zwei hochkarätige moralische Instanzen dem Menschen am Wegesrand ihre Hilfe versagen. Auch damals mag man gedacht haben: Wie herzlos, wie gleichgültig, wie egoistisch, wie feige, wie bequem, etc., etc.

Dennoch: Es liegt eine so erschreckende Selbstverständlichkeit darüber, wie der Priester und der Levit einfach so vorüber gehen. Vergewärtigen wir uns: Jesus spricht hier nicht einfach zum "Mann auf der Straße", er predigt nicht von einem Boot aus zu Bauern und Fischern. Sondern es handelt sich um ein rabbinisches Fachgespräch: Er ringt mit einem Gesetzeslehrer um die zentrale Frage der Ethik.



Vielleicht verstand man damals überhaupt als Jude – aber ganz gewiss als Gesetzeslehrer! – in gewisser Weise sehr gut, warum beide vorübergingen. Weil das Wort für vorübergehen (αντι-παρ-ερχομαι) sich hier recht umständlich aus „gegenüber-von-Seiten-gehen“ zusammenfügt, übersetzen es manche auch mit „ging auf der anderen Straßenseite vorüber“. Das kann man natürlich psychologisch interpretieren: je weiter etwas weg ist, desto weniger geht es mich an. Mache ich aus dem Nächsten einen Fernsten, dann fällt es leichter, ihn links liegen zu lassen.

Aber Priester und Levit hatten auch einen anderen Grund, Distanz zu schaffen – sie hatten nämlich durchaus ein **ethisches** Problem: eines, das in ihrer Gesetzestreue lag.

Eins der wichtigsten Elemente jüdischen Glaubens war es, "rein" (im kultischen Sinn) vor Gott zu sein – rein zu bleiben oder wieder rein zu werden. Das war auch zunächst mal keine Erfindung religiöser Eiferer, sondern von Gottes Gesetz tatsächlich so vorgegeben. U.a. sollten Reinheitsvorschriften den Menschen daran erinnern, dass es einen qualitativen Unterschied zwischen Gott und dem Menschen gibt und dass sich der Mensch Gott nicht in selbstverständlich-kumpelhafter Manier nähern kann.

Bestimmte Dinge zu berühren, sie zu essen oder etwas zu tun, konnte einen Menschen verunreinigen und erforderte teils recht aufwendige Reinigungsmaßnahmen. Diese Vorschriften galten für alle Juden, strenger aber für alle, die am Heiligtum Dienst taten (wie der Levit) und am allerstrengsten

für die, die die Mittlerrolle zwischen Mensch und Gott hatten: die Priester. Niemand konnte die entsprechenden Bibelstellen vermutlich wiederum so im Schlaf rezitieren wie unser Gesetzeslehrer:

Der Mann am Straßenrand lag dort nackt (sie hatten ihn ja seiner Kleider beraubt): sehr anstößig für einen frommen Juden, speziell einen Priester, dem die Thora explizit ausreichend lange Gewänder vorschrieb, damit er nur ja keine nackte Haut entblöße².

Der Mann lag dort in seinem Blut, womöglich auch in seinem Erbrochenen und seinen Exkrementen. Körperlicher Ausfluss machte kultisch unrein, auch den, der einen Unreinen auch nur irgendwo anfasste³.

In der Hierarchie dessen, was einen verunreinigen konnte, nahm die Berührung eines Toten eine der höchsten Stellen ein. Die Räuber ließen den Mann "halb-tot" liegen und es war vermutlich nicht auf den ersten Blick zu erkennen, ob der Mann überhaupt noch lebte oder nicht oder ob er gerade starb – zumindest nicht, wenn man nicht hinging und sich näherte. Ein Priester *durfte* nach dem Gesetz aber zu keinem Toten hingehen und ihn berühren⁴: „Und zu einem toten Menschen sollen sie nicht gehen, sich unrein zu machen“ (Hes 24,25). Ein Priester und auch ein Levit, der „auf freiem Feld einen mit dem Schwert Erschlagenen, einen Toten.. berührt, ist für sieben Tage unrein... und [wenn er] sich nicht entsündigt, hat [er] die Wohnung des HERRN unrein gemacht (Num 19,16.11).

Vielleicht war der Priester, der an der anderen Straßenseite vorüberging, „einfach“ nur herzlos, gleichgültig, egoistisch, feige, bequem. Aber vielleicht stand ihm auch sein Schriftverständnis im Weg. Seine Priesterethik lautete: halte Distanz, bleib fern, geh **nicht** nahe, sonst verunreinigst du dich! In dieser Ethik ist es schwer, die Frage nach einem "Näher-als-Nahen", einem **Nächsten** zu beantworten. In dieser Ethik ist klar, dass es keine Brücke geben kann. Wer da eine Brücke baut, mogelt sich um die Ethik herum. Zweimal bleibt der Graben zwischen dem Mann und seinen potenziellen Helfern bestehen, zweimal wird er breiter gemacht. Sie gehen an der anderen Straßenseite vorüber – der Nächste bleibt der Fernste.

„Dann kam“ – aus der klassischen Erzähltechnik ist es klar, dass jetzt der Richtige kommt: Auftritt Samariter. Und damit beginnen die theologisch so schwer zu schluckenden Brocken, die Jesus dem Gesetzeslehrer vorlegt.

Ist uns eigentlich schon einmal aufgefallen: Am Anfang steht ein emotionales Motiv. Als er ihn sah, "hatte er Mitleid" oder "erbarmte sich" – ein Ausdruck, den wir in den Evangelien öfter für Jesus Christus selbst verwendet finden. Im Griechischen steht hier *εσπλαγχνισθη* - ein kaum aussprechbares Wort, dessen Grundform für mich als Mediziner aber sofort einen Wiedererkennungseffekt hat: sie bezeichnet nämlich die Eingeweide. **Der Samariter trifft eine Bauch-Entscheidung.** Im europäischen Sprachraum nennen wir es einen Beweggrund des Herzens, im Kulturraum des Gleichnisses Jesu fällt man so eine Entscheidung mit dem Bauch.

Es liegt eine Gefahr darin, sich im Herzen berühren zu lassen. Wer sich berühren lässt, der nähert sich. Und wer sich nähert, wird wiederum berührt. Und rührt sich.

Viele praktische, vernünftige oder auch moralische Gründe hätten gegen diese Herzensentscheidung sprechen können: die eigene Gefahr (gerade waren hier noch Räuber), der Umstand und Auf-

² vgl. Ex 20,26; 28,42

³ vgl. z.B. Lev 15; Deut 23,11.13-15

⁴ Der Herr sprach zu Mose: Rede zu den Priestern, den Söhnen Aarons, und sag zu ihnen: Keiner von ihnen darf sich an der Leiche eines seiner Stammesgenossen verunreinigen, außer an seinen nächsten Verwandten: seiner Mutter, seinem Vater, seinem Sohn, seiner Tochter oder seinem Bruder. (Lev 21,1f.)

wand (auch er hatte seine Pläne und seinen Terminkalender), sein eigenes „gutes Recht“ (wahrscheinlich war der Mann da doch selber schuld, wer es mit Räubern nicht aufnehmen konnte, sollte halt nicht allein reisen), etc. - all diese Argumente will ich mal beiseitelassen. Als der Samariter von Jerusalem nach Jericho hinabging, ahnte er noch nicht, dass ein Abgrund auf seinem Weg liegen würde. Und auch nicht, dass er eine Brücke bauen würde. Für den Samariter war es der kulturell-religiöse Abgrund, der kulturell-religiöse Graben, der womöglich am schwersten zu überwinden gewesen wäre:



Der verletzte Mann war in der Erzähllogik dieses Gleichnisses Jude - und unser Reisender war Samariter. Wer als Samariter zwischen Jerusalem und Jericho unterwegs war, bewegte sich quasi in „Feindesland“. Obwohl Samarien zwischen zwei jüdischen Provinzen, Judäa und Galiläa, lag, war es eine andere Welt. Die Juden verachteten, ja hassten die Samariter geradezu. „Samariter“ war ein Schimpfwort (mit dem man übrigens auch Jesus belegte: „du bist ein Samariter und hast einen Dämon“; Joh 8,48). Sehr fromme Juden betraten das Land der Samariter erst gar nicht, weil man es für unrein erachtete, und richtig gläubig waren die Samariter mit ihrer Mischreligion natürlich auch nicht.

Das wissen wir als Bibelkundige und wir spüren geradezu, wie der jüdische Gesetzeslehrer schon heftig die Stirn runzelt über diese Zumutung, dass ein verachteter Samariter zum ethischen Vorbild gemacht wird.

Nur vergessen wir darüber vielleicht, dass es umgekehrt ganz ähnlich aussah. Die Samariter hassten und verachteten die Juden nämlich auch (ein bisschen davon klingt im Gespräch Jesu mit der Frau am Jakobsbrunnen so zwischen den Zeilen durch): Die Samariter hielten die Juden sicherlich für arrogante religiöse Besserwissis. Sie erkannten das Heiligtum zu Jerusalem nicht an, sondern betrachteten es als pompöse Kultmaschinerie, die sich weit entfernt hatte vom einfachen und echten Glauben der Patriarchen, auf die sie sich beriefen. Jesus wurde kurz zuvor in einem samaritanischen Dorf schlichtweg rüde die Tür vor der Nase zugeschmissen, als man hörte, dass er auf dem Weg nach Jerusalem war (Luk 9, 53).



Dieser ganze unausgesprochene Hintergrund spielt für den reisenden Samariter in unserem Gleichnis einfach keine Rolle. Zwischen ihm und dem Mann am Wegesrand lag ein tiefer Graben. Aber in dem Moment „als er ihn sah“, traf er eine Bauchentscheidung, folgte seinem Herzen und näherte sich. Er baute eine Brücke, eine Brücke über alle Gräben von Misstrauen, Unterstellungen und Vorurteilen, die zwischen den Völkern standen. Er ließ sich ein mit dem Fremden am Weg.

Es liegt wiederum so eine Selbstverständlichkeit, eine wunderbare Selbstverständlichkeit darin, wie er Zeit, Bequemlichkeit und finanzielle Aufwendungen opfert. So, als wollte Jesus sagen: Sich einem Menschen mit der Regung des Herzens zuzuwenden, ist das Normalste von der Welt. Welche Gründe auch immer dagegen zu sprechen scheinen, und kämen sie im religiösen Gewand, kämen sie mit dem Anspruch der Ethik – es kann sein, dass es gerade die Stimme des Herzens ist, die das Recht behält. Ja - in diesem Fall vertritt sie die Ethik selbst!

Noch einmal: Jesus entfaltet diese Geschichte nicht für einen beliebigen Zuhörer, sondern für einen Gesetzeslehrer - und er möchte gerade ihm eine ganz bestimmte Botschaft vermitteln. Verstehen Sie mich deshalb nicht falsch. Ich meine nicht, dass Jesus sagen will: das Gesetz zu befolgen, ist schlecht und erst der, der nicht an so ein engstirniges Gesetz gebunden ist, sondern nur einfach seiner guten Herzensregung folgt, handelt wahrhaft menschlich.

Sondern, was Jesus zum Ausdruck bringen möchte, ist dies: der Samariter hat eigentlich aus seiner Herzensregung heraus das **Gesetz erfüllt - besser** erfüllt als der Priester und der Levit. Er hat das eine der beiden **Herz**-Stücke des Gesetzes befolgt: "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!".

80% der Gebote mögen mit "Du sollst nicht" beginnen, aber die beiden Dreh- und Angelpunkte aller Gesetze, das Herzstück, beginnt zweimal als Positivgebot: "**Du sollst** lieben!").

Hätten sich der Priester und der Levit an das Herzstück des Gesetzes gehalten, hätten einzelne Gesetzes-Vorschriften sie nicht aufgehalten (die gar nicht für jede konkrete Situation gemacht sein konnten). Das hätte für beide ein Opfer bedeutet – eine zeitaufwendige Zeremonie der Reinigung, das Abtreten von Aufgaben etc. Aber sie hätten in Wahrheit den Willen des Gesetzes befolgt, während die Einhaltung einer einzelnen Vorschrift sie paradoxerweise daran hinderte.

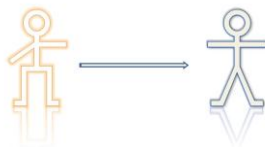
So weit so gut – wir könnten einen Punkt machen und hätten schon genug zum Nachdenken. Aber von allen theologischen Kröten, die Jesus dem Gesetzeslehrer zu schlucken gibt, muss eine noch zur Sprache kommen. Es ist die Frage nach dem Subjekt und dem Objekt. Das klingt nach Grammatik. Aber in Wirklichkeit ist es die Antwort auf die Frage nach der Ethik und dem Brückenbauen.

Die Grammatik unterscheidet in jedem Satz Subjekt und Objekt. Ich, das Subjekt, tue etwas an einem anderen, dem Objekt. Die Frage nach dem Nächsten fasst den Nächsten als Objekt (jemand anderes) auf. Hat dieses Objekt bestimmte Kriterien erfüllt, behandelt es das Subjekt (ich) als "Nächsten, den man lieben soll".



Während der Gesetzeslehrer Jesus bei seinem Gleichnis zuhört, wird er sich gefragt haben: "Ist dieser Verletzte nun mein Nächster – oder nicht? Welche Kriterien bietet Jesus, warum er mein Nächster sein soll - oder warum nicht?"

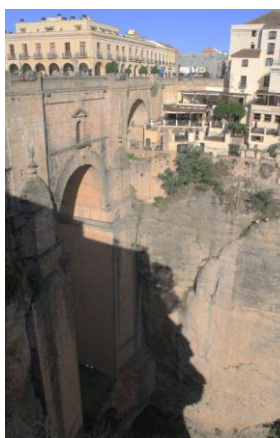
"**Wer ist denn mein Nächster?**" Genau genommen beantwortet Jesus diese Frage ja gar nicht! Vielmehr stellt er diese Frage mit seiner Rückfrage auf den Kopf: "Wer **von diesen dreien** (Priester, Levit, Samariter) hat sich als der Nächste erwiesen?"



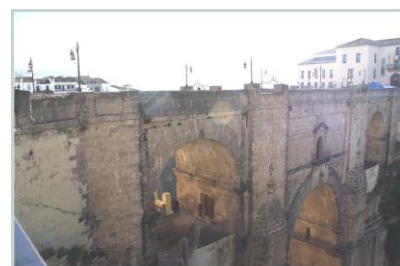
Er dreht den Spieß um: Nicht: Wer **ist** denn mein Nächster? – Sondern: **Werde** ein Nächster! Und werde **du, das Subjekt**, Nächster! Durch **deine** Bereitschaft, Dich zu **nähern**! Damit bekomme ich, das Subjekt, den Auftrag des Handelns, den ich nur erfüllen kann, wenn ich mich nähere. Damit bekomme ich, das Subjekt, quasi den Bauauftrag: den Bauauftrag für die Brücke, die ich zum Nächsten schlagen soll.

Darum lassen Sie mich mit einem konstruktionstechnischen Teil schließen. Der Sinn darin, eine Brücke zu bauen, ist es, Menschen zu dienen, Menschen zu erreichen und sich selbst erreichbar zu machen. Wie baut man nun so eine Brücke, worauf kommt es dabei an?

Was Sie hier sehen, ist die berühmte Brücke von Ronda in Andalusien, ein technische Meisterleistung des 18. Jahrhunderts. Sie überspannt eine ca 100m tiefe Schlucht und ist von oben



bis unten aus solidem Stein gefügt. Es gibt in Ronda noch die Alte Brücke, die auf die Antike zurückgehen soll und die Arabische Brücke aus der Maurenzeit, beide Winzlinge gegen diese, die Puente Nuevo, die Neue Brücke.



Irgendwie scheint sie mir ein passendes Symbol für das Bedürfnis vieler Christen. Man will nicht auf dem Boden des Heidentums stehen (obwohl man unbewusst täglich drüber läuft), teils schon noch auf dem des Alten Testaments; vor allem aber möchte man tief verwurzelt sein im Neuen Testament. Aber wenn man dann eine Brücke bauen soll zu jemand anderem, dann möchte man so etwas Grundsolides, wo man jeden Stein einzeln ethisch abklopfen kann auf seine stabile Richtigkeit. Erst dann überschreitet man den Abgrund.

An der Puente Nuevo wurde fast 50 Jahre gebaut. Böse Zungen behaupten, dass das auch so etwa der Zeit entspricht, die die christliche Kirche braucht, um den Zeitgeist vergangener Jahrzehnte zu ihren eigenen Maßstäben zu machen. Und vielleicht hat es gewissen Symbolcharakter, dass in diesen massiven Brückenpfeilern der Puente Nuevo ein Gefängnis eingebaut war.

Damals war die Neue Brücke neu. Heute ist sie alt. Heute baut man nicht mehr so. Wir haben weiterreichende statische Erkenntnisse mit neuen Materialien und durch neue Hilfsmittel. Deshalb reichen unsere Brücken jetzt auch nicht mehr nur über 60m, sondern 100mal so weit. Wie kann ich geistig-geistliche Brücken bauen, die weiter reichen?

Was Sie hier sehen, ist eine lateinische Inschrift, an der ich neben unserer Praxis tagtäglich vorbeigehe: *PRIMUS LAPIS 2011*: "Der Erste Stein 2011". Etwas hochgestochen, denn *PRIMUS LAPIS* soll an die Grundsteinlegung – eines Parkhauses erinnern. Das mit dem ersten Stein mutet auch deshalb etwas seltsam an, weil sich dieses Parkhaus mit einer luftigen Fassade aus Stahlgerüst und Glas präsentiert. Der "erste Stein" waren übrigens in Wahrheit auch riesige Betonpfeiler, die mit einem überdimensionierten Dampfhammer in die Erde gerammt wurden. Das verwandelte unsere Praxis wochenlang in ein Erdbebengebiet, machte meine Kollegin seekrank und hämmerte mir für alle Zeiten ins Bewusstsein, das es auf ein stabiles Fundament ankommt.



Was für ein Parkhaus gilt, trifft auf eine Brücke genauso zu. Worauf es für eine tragfähige Brücke am meisten ankommt, ist, eine stabile Verankerung am Ufer zu haben, dann kann der Rest ruhig luftig oder behelfsmäßig zusammengebaut sein – ich bin in Nepal schon mit ganzen Maultierkarawanen über schaukelnde Hängebrücken marschiert, sogar eine ganze schwere LKW-Kolonnen kann über schwankende Pontonbrücken rollen. Entscheidend ist sozusagen der *primus lapis* - die feste Verankerung am einen Ufer. Theoretisch reicht zu einer tragfähigen Brücke die feste Verankerung an **einer** Seite, während die andere Seite nur berührt werden muss: jede Zugbrücke funktioniert nach diesem Prinzip.



Ich glaube, das stellt sich im geistlichen Bereich nicht anders dar. Wenn es mir darum geht, Menschen zu erreichen, darf m.E. die von Gott inspirierte



Liebe ruhig ein luftiges Gerüst bauen, aber verankert sein muss sie an einem: unserem *Grundstein und kostbaren Eckstein* (Jes 28,16) Jesus Christus. An diesem *primus lapis* alles aufzuhängen, ist das Entscheidende, nicht die Brücke selbst bis auf jeden ethischen Stein zu fügen und abzuklopfen. Sonst bleiben wir in unserem Gefüge stecken wie der Priester und der Levit.

Gerade eine provisorische Brücke hat ja übrigens den Vorteil, dass man sie wieder abbrechen kann, wenn das andere Ufer nicht hält, was es verspricht. Jesus z.B. versuchte durchaus anfangs, den Schriftgelehrten und Pharisäern goldene Brücken zu bauen. Sie waren ja der "zu Hause gebliebene Sohn" aus Luk 15, zu denen der Vater sagte: "Mein Kind, du bist immer bei mir" (Luk 15,31). In seiner Brandrede in Jerusalem: "Wehe euch Schriftgelehrten..." (Mt 23) hat er dann tatsächlich alles hinter sich "abgebrannt". Aber es waren eben Brücken, an die er (ohne Freude) Feuer legte, nicht lange gestapelte Scheiterhaufen. Auch in seinem Samaritergleichnis ringt er eigentlich darum, seinen Gesprächspartner zu gewinnen.

Nicht von ungefähr denkt der Lateinkenner bei *primus lapis* natürlich noch an ein anderes Wort: *eis primus (in illam) lapidem mittat* – *der werfe als erster (auf sie) den Stein* (Joh 8,7). Wer alles

aus Stein haben möchte, steht in der Gefahr, irgendwann auch damit zu kommunizieren. Steine-Werfen als Kommunikationsmittel findet man dort, wo man sich von den Menschen, denen eine Brücke dienen soll, entfernt hat. Wer sich einen Steinwurf weit weg begibt, ist nicht mehr Nächster.

Eben so einen Steinwurf entfernt, aber nutzlos, so steht die Ponte Rotto (die "Kaputte Brücke") mitten im Tiber. Fest aus Stein gefügt, haben die Pfeiler über 2 Jahrtausende überstanden, aber sie ist keine Brücke mehr, sondern ohne Verankerung am Ufer nur noch ein abgebrochenes Monument mitten im Wasser. Sie ist für mich das Bild des Furchtbarsten, was Kirche passieren kann: Sie schlägt keinen Bogen mehr zu den Menschen und hat irgendwann in der Konzentration auf diesen und jenen alten Stein unbemerkt auch die Herzensverbindung zu ihrem *primus lapis* verloren – was übrig bleibt, ist eine abgeschottete Insel.



Womöglich mehr Konzentration auf die Steine, aus denen die Brücke gefügt sein muss, als auf den *primus lapis* selbst zu legen, birgt eine große Gefahr – und das nicht zu vergessen ist, glaube ich, gerade in einer Zeit, in der so viel um das Wort **Bekennnis** gestritten wird, besonders wichtig.

Haben Sie nicht manchmal auch schon geradezu mit Sorge und Skepsis gelesen, wie minimalistisch, manchmal regelrecht blauäugig wirkend das Neue Testament in seinen Bekenntnissätzen bleibt:

- *Niemand kann sagen: Jesus ist Herr! außer im Heiligen Geist (1. Kor 12,3)*
- *Ich erinnere euch, Brüder, an das Evangelium, das ich euch verkündet habe. Ihr habt es angenommen; es ist der Grund, auf dem ihr steht. Durch dieses Evangelium werdet ihr gerettet, wenn ihr an dem Wortlaut festhaltet: Denn ich habe euch vor allem das überliefert: Christus für unsere Sünden gestorben, begraben und auferweckt am dritten Tag (a. 1. Kor 15,3)*
- *Geliebte, glaubt nicht jedem Geist, sondern prüft die Geister! Hieran erkennt ihr den Geist Gottes: Jeder Geist, der Jesus Christus, im Fleisch gekommen, bekennt, ist aus Gott (1. Joh 4,1f.).*

So einfach? Christus ist der *primus lapis*, Punkt? Das apostolische Glaubensbekenntnis wird schon etwas ausführlicher, aber auch das kreist hauptsächlich um Christus, den *Eckstein* des Glaubens.



Die Kirche bewegt sich durch die Jahrtausende, um das Licht Christi weiterzutragen und hat dabei Geschichte und Kulturen geprägt. Aber sie hat sich in dieser Zeit auch enorm verwandelt. Da wo sie, von der Menschenfreundlichkeit Gottes angetrieben, Menschen erreichen wollte, hat auch sie sich an Geschichte und Kulturen angepasst und darauf zubewegt, an Sprachgebräuche und sogar Ideologien. Hat sie beim Bau solcher Brücken ihren *primus lapis* losgelassen, trieb sie ab und verschwand im Strom der Zeit. Wo sie am

primus lapis, dem kostbaren Eckstein Jesus Christus, festhielt und doch eine Auseinandersetzung nicht scheute, ging sie befruchtet daraus hervor: bereichert oder vielleicht auch einfach auf ihre eigenen Urtugenden zurückverwiesen.

Wenn die Puente Nuevos dieser Welt vielleicht schon zu Staub zerfallen, dann wird die Brücke, die der Barmherzige Samariter schlug, immer noch tragen. Mogelt sich nun der, der - verankert am *primus lapis* – eine Brücke aus zuwendender Liebe baut, um die Ethik herum? Oder muss man vielleicht sogar sagen: Mogelt sich, wer **keine** Brücke baut, um das Herzstück der Ethik herum? Brückenbauer haben einen prominenten Fürsprecher: den barmherzigen Samariter.

Gehe hin und handle ebenso, sagt Jesus zweimal in diesem Text. Und so möchte ich für heute das Pontifikat der Gläubigen ausrufen... Denn *ponti-fex* bedeutet ja: der eine Brücke baut.